

Lady Liberty

Aus Angst vor dem Bürgerkrieg in ihrer Heimat Myanmar kauft sich Daw Hkin Saw eine Leiter. Um damit notfalls über die Grenze nach China zu fliehen. Doch dann entdeckt die Frau, dass es viel sinnvoller ist, die Leiter an andere Menschen zu vermieten

VON XIFAN YANG

Morgens und abends wollen besonders viele Menschen über die Grenze, weiß Daw Hkin Saw, die Frau mit der Leiter. Der Himmel über dem Dschungel färbt sich orange, Daw Hkin Saw wirft in ihrer Basthütte einen Blick auf die vergilbte Wanduhr, die über dem Reiskocher hängt. 18.30 Uhr ist es jetzt hier in Myanmar, 20 Uhr drüben in China. 200 Meter weiter, am offiziellen Grenzübergang, machen die Polizisten jetzt Feierabend. Daw Hkin Saw muss jetzt nur noch warten. Die ehemalige Reisbäuerin mit ihrem bodenlangen Baumwollrock setzt sich auf einen Hocker. Neben ihr, auf der staubigen Erde, sitzt ihr siebenjähriger Enkel und lutscht laut schmatzend einen Mangokern. Am Tropenbaum in der Mitte des Hofes lehnt die Bambusleiter.

Da kommt der Erste. Ein dicker Chinese biegt um die Ecke, das Polohemd aufge-rollt bis unter die Brust, schwere Plastiktüte in der Hand. Der Mann ist eindeutig zu schwer, um aus eigener Kraft über die zweieinhalb Meter hohe Grenzmauer klettern zu können.

Die Schmuggler haben zwei Möglichkeiten: Den offiziellen Grenzübergang – oder die Leiter

Daw Hkin Saw stapft mit ihrer langen Leiter unter dem Arm ans Bachufer. Das Wasser reicht nur bis zu den Knöcheln, aber die Strömung ist tückisch. Es sind 20 Schritte auf wackeligem Untergrund, 20 Schritte vom kleinen Myanmar in die große Volksrepublik auf der anderen Seite.

Der Chinese zieht seine Turnschuhe aus und wadet Daw Hkin Saw mit ruderen Armen hinterher. Aus seiner Tüte schaut der Schwanz eines toten Gürteltieres, die Ausbeute seines Tagesausflugs nach Myanmar. Um nicht die offizielle Zollkontrolle passieren zu müssen, drückt er seiner Grenzheiferin einen 1-Yuan-Schein in die Hand, umgerechnet zwölf Cent. Als die beiden das andere Ufer erreichen, lehnt Daw Hkin Saw die Leiter an die Mauer, der Mann klettert geschwind empor, betritt China und entschwindet zwischen kalkweißen Neubauten in der Dämmerung.

Der Grenzbach misst nur fünf Meter Breite, aber er trennt zwei Welten: Wenn Daw Hkin Saw unter ihrem Tropenbaum auf das andere Ufer blickt, sieht sie Neon-schilder, Satellitenschüsseln und frisch ge-teerte Straßen. Wenn die Chinesen zu ihr nach Laiza blicken, sehen sie Straßenhun-dert, Wellblechhütten und uniformierte Sol-daten, die mit selbstgebauten AK-47-Ge-wehren durch die Gassen patrouillieren.

Daw Hkin Saw ist eine unsichtbare Frau. Sie hat sich die Leiter zugelegt, kurz nach-dem hier der Bürgerkrieg ausbrach. Laiza war eine verschlafene 10 000-Einwohner-Gemeinde am Rande des Dschungels in Myanmars Bundesstaat Kachin. Tagsüber bestellen die Bauern ihre Felder, nachts zirpten die Grillen. Die einheimischen Kachins, eine christliche ethnische Minder-heit, forderte seit Jahrzehnten mehr Selbst-bestimmungsrechte von der Zentralregie-rung. 17 Jahre lang rührten die Waffen trotz-dem. Vor zwei Jahren, im Juni 2011, eska-lierte der Konflikt. Seitdem kämpfen die Rebellen der Kachin Independence Army in den Wäldern vor Laiza gegen die myan-marischen Truppen aus dem Süden, Io-



Erst durch den Fluss, dann auf die Mauer. Daw Hkin Saw hilft beim Grenzverkehr von und nach China. FOTO: DAVID HÖGSHOLT

nen bis zu hunderttausend Kachin-Bauern aus ihren Dörfern in die Gegend um Laiza.

Die Straße vor Daw Hkin Saws Haustür füllte sich mit Menschen, viele Nachbarn nahmen Verwandte aus dem Landesinneren auf, die von myanmarischen Soldaten von ihren Höfen vertrieben wurden. Die Flüchtlinge aus dem Kampfgebiet hatten Furchtbares hinter sich. Viele von ihnen wollten von Laiza aus weiter nach China.

Als die Granateneinschläge immer näher kamen und die Kämpfe in der Umgebung immer heftiger wurden, ging Daw Hkin Saw auf den Markt und suchte sich für wenige Euro die stabilste Bambusleiter aus, die der Verkäufer im Angebot hatte. Sie legte ihren Ausweis, den Ausweis ihres Enkels, ein Moskitonetz und eine Decke zu-sammen. Sollten die gegnerischen Trup-

pen nach Laiza vorrücken, war sie vorberei-tet. Sie informierte die Nachbarschaft über die Existenz der Leiter. Im Ernstfall sollten Kinder und Alte den Vortritt haben, gesun-de Erwachsene würden aus eigener Kraft über die Mauer klettern können.

Nachts lag sie wach und zählte die Schis-sen. Mal wurden es mehr, mal wurden es we-niger. Auf den Dächern in Nabang am ande-ren Ufer hisste die chinesische Bevölke-rung ihre Nationalflagge, aus Angst und als Warnung an Myanmars Kampfpiloten: Stopp, hier ist China. Zweimal wurde Laiza von feindlichen Granaten getroffen, ein Bauernpaar starb beim Gemüsejetten, die zehnjährige Tochter wurde gelähmt.

Das Militärkrankenhaus einige Hun-dert Meter weiter oben auf dem Berg quoll über vor verwundeten Soldaten. In den

Wäldern starben Hunderte Rebellen. Dann zogen die Hubschrauber ab, und die Front verschob sich weiter gen Süden. In Laiza, dem Hauptquartier der Rebellen, blieben die Flüchtlinge, blieb die Angst. Und es blieb auch Daw Hkin Saws Leiter.

Die Investition hat sich inzwischen be-zahlt gemacht. Am kleinen Grenzüber-gang geht es wochentags zu wie in einer überfüllten Fußgängerzone einer Groß-stadt. Kaum einer, der den Leiterdienst in Anspruch nimmt, hat einen gültigen Pass. Alle haben gute Gründe dafür, einen Bogen um die Grenzpolizei zu machen. Die An-zahl derjenigen, die in China Schutz su-chen, ist geringer geworden. „Wir haben uns an den Krieg gewöhnt“, sagt Daw Hkin Saw. Allerdings gibt es seit Ausbruch der Kämpfe kaum noch Arbeit in Kachin. Viele



brechen morgens auf die andere Seite auf, um in China schwarz auf Baustellen oder in Restaurants zu schufteln. Abends klettern die Tagelöhner zurück. Manche ziehen weiter in die chinesische Provinz, um sich auf Teeplantagen zu verdingen. Andere tragen Säcke mit leeren Flaschen über den Grenz-bach, um in China Pfand zu kassieren. Und so gut wie jeder in Laiza wartet für alle mög-lichen Besorgungen aus chinesische Ufer: Gemüse, Fleisch, Waschmittel, Medizin, Zi-garetten, Handys, alles was drüben in Chi-na günstiger und leichter zu haben ist als in Kachin, wo viele Transportstraßen in an-dere Teile des Landes von der myanmaris-chen Armee blockiert sind.

Daw Hkin Saw will nicht von einem Ge-schäftsmodell sprechen. Für das Leitertra-gen bekomme sie ja nur eine kleine „Spen-de“, sagt sie: Manchmal einen, manchmal fünf Yuan, umgerechnet 60 Cent. Von alten Leuten nehme sie kein Geld an, darauf legt sie Wert. Probleme von den chinesischen Grenzwachern habe sie bislang nicht be-kommen. Zwar führen die Chinesen ge-legentlich Verlegenheitskontrollen durch, doch in Laiza existiert ein Warnsystem: Er-späht einer der Nachbarn einen Grenzpoli-zisten auf Patrouille, klingelt es schon Se-kunden später auf Daw Hkin Saws Handy, einem Billigmodell. Made in China.

Die Chinesen haben ohnehin wenig In-teresse daran, die Grenze dicht zu halten: Für Geschäftsleute aus der Volksrepublik ist die Kachin-Region so etwas wie ein Selbstbedienungsladen. Ein totes Gürtel-tier über die Grenze zu schmuggeln wie der dicke Chinese im knappen Poloshirt, zählt zu den harmlosen Delikten. In beide Richtungen des Flusses wurden auf zwei Kilometern um Laiza sieben inoffizielle Grenzübergänge angelegt. Am dreistesten waren die Lastwagenfahrer chinesischer Holzunternehmen, die an einer flachen Stelle des Baches die Grenzmauer einfach niederrissen. Dort, wo ein Loch klafft, bre-tetert täglich eine Kolonne. Dutzender schlammverschmierter Lkws durch, bela-den mit tonnenschweren Teakholzstä-mmen, die chinesische Arbeiter erst tags zu-ward illegal gerodet haben im nahen Regen-wald. Weiter oben am Ortseingang gibt es eine Stelle, die nur Viehschmuggler und Wilderer nutzen, ein anderer Übergang wird von chinesischen Opiumhändlern fa-vorisiert, die den Mohn lieber in Myanmar anpflanzen. Auch die Bodenschätze des Bundesstaates Kachin – Gold, Jade und sel-tene Erden – werden zum Großteil in die Volksrepublik gekarrt. Die ertragreichen Ressourcen Kachins gelten unter vielen Be-obachtern als der eigentliche Grund, war-

um Myanmars Armee das Gewaltmonopol über das Gebiet wiedererobern will.

Es heißt, die Gewalt sei ausgebrochen, als beide Seiten sich um einen Stützpunkt stritten, der in der Nähe eines von Chinesen finanzierten Staudammprojektes liegt. Die Mitarbeiterin einer NGO in Laiza sagt, die Kachins seien ein „eingeklemmtes Volk“: Aus dem Westen bekämpft durch Myanmar. Aus dem Osten ausgebeu-et durch die Chinesen. Obwohl die einhei-mische Wirtschaft unter den Chinesen lei-det, sagen die Rebellen nicht Nein zu deren Geld. Angeblich kassieren sie Pachtgelder und „Durchgangszölle“ für Schmuggelwa-re, um Waffen für ihre Guerillagefechte zu finanzieren.

Ende Mai vereinbarten beide Seiten zwar eine vorläufige Waffenruhe. Doch Ta-ge später feuerte das Militär wieder auf Ka-chin-Stützpunkte. Der Ausgang der Frie-densgespräche ist ungewiss.

Dabei hofften Daw Hkin Saw und ihre Nachbarn in Laiza noch vor wenigen Jah-ren auf dauerhaften Frieden. Die Hoff-nung hatte einen Namen, sie hieß „Burme-sischer Frühling“: Ende 2010 wurde Frie-densnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi freigelassen, im darauffolgenden Februar setzte die Junta eine zivile Regierung ein. Der neue Staatspräsident Thein Sein lo-gerte die Medienszensur, versprach demo-kratische Reformen und Versöhnung mit den ethnischen Minderheiten. Nur vier Mo-nate später, im Juni 2011, brach der Waffen-stillstand. Präsident Thein Sein verstrickte sich in Widersprüche, und Freiheitsikone Aung San Suu Kyi wurde seltsam still. Statt wie bislang die Gewalt zu verurteilen, warb sie mit einem Mal um die Gunst der Gene-räle. Kürzlich kündigte sie offiziell an, bei den kommenden Wahlen 2015 als Präsi-dentschaftskandidatin anzutreten. Aus-der Oppositionsheldin wird jetzt eine Real-politikerin.

Wenn ihr Handy klingelt, ruft Kundschaft an. Oder jemand warnt vor einer Grenzpatrouille

Daw Hkin Saw hat Aung San Suu Kyi ein-mal getroffen. Sie erinnere sich gut, sagt die Frau mit der Leiter: Es war ein Früh-lingstag Anfang 1990. Aung San Suu Kyi tourte durchs Land, um bei den Parla-mentswahlen für ihre Partei zu werben. Der Kampagnenbus machte Station in Daw Hkin Saws Heimatdorf. „Daw Suu“, so nennt man die Hoffnungsträgerin hier, soll-te am Abend eine Rede halten. Daw Hkin Saw bekam mit den anderen Frauen im Dorf die Aufgabe, die Gäste in den gelb-roten Wahlkampfuniformen zu bekoehen. Sie bereitete einen Eintopf mit Schweine-fleisch und Kartoffeln zu und eine lokale Suppenspezialität, von der es hieß, sie sei Aung San Suu Kyis Lieblingsgericht. Die Politi-kerin sprach über neue Straßen und Freiheit, dann ging sie in der Menge baden. Als sie die Hand von Daw Hkin Saw schüttelte, fragte diese die verdutzte Suu Kyi nach ih-rem Tipp für die Lottozahlen der nächsten Woche. „Wir glaubten damals, dass sie ma-gische Kräfte besaß“, sagt Daw Hkin Saw.

Würde sie bei der kommenden Wahl die heutige Aung San Suu Kyi als Präsi-dentschaftskandidatin wählen? Daw Hkin Saw antwortet mit einem ratlosen Blick. „Was macht es für einen Unterschied?“ Dann klingelt ihr Handy. Sie verabschiedet sich – und holt ihre Leiter.